

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 11

Artikel: Weg ohne Ende : eine wahre Geschichte
Autor: Eidenbenz, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079532>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Illustration von Heinz Stieger

WEG OHNE ENDE

Eine wahre Geschichte

Von Alfred Eidenbenz

Ich war als «Wachtkommandant» zu den internierten polnischen Offizieren und ihrer kleinen Truppe kommandiert worden. Aber es gab nichts zu bewachen, weil sie selber unter ihrer Mannschaft tadellose Disziplin hielten. Das zeigte sich schon darin, wie sie jeden Morgen in Reih und Glied zur Arbeit antraten, um die Alpstraße zu bauen: in sauber geputzten Stiefeln, zerschlissener aber sauber gewaschener Arbeitstracht. Und im Ausgang waren ihre abgetragenen Uniformen so sauber wie möglich geflickt und geplättet.

Das hatte ich gleich gesehen, als ihr Komman-

dant mir seine Truppe zum ersten Male meldete: es waren Soldaten durch und durch. Sie wußten auch, daß Disziplin, die von innen heraus kommt, nötig war. Sie zeigte sich überall, auch darin, daß sie nach Feierabend ständig den Zustand der paar alten Bauernhäuser verbesserten, die ihnen als Unterkunft dienten. Die alten Schieferdächer waren geflickt, da und dort sah man neue Fensterscheiben eingekittet. In Fenster- und Türrahmen, die im hart zusetzenden Klima des Engadins gelitten hatten, staken neue Holzstücke.

Und wie sie nicht mehr duldeten, daß Schnee oder Regen durch irgendeine Dachritze drang, weil aus

einem kleinen Schaden ein größerer entstehen kann, so hielten sie auch unter sich, ohne daß das besonders befohlen werden musste, sinnvolle Mannschaft: wenn diese Soldaten auch ohne das waren, was zum Soldaten gehört, nämlich ohne Waffen, so hatte die kleine Truppe doch Form, und jeder einzelne von ihnen ebenfalls. Diese Form nahm auch schwächere Elemente auf und stützte sie.

Beim Straßenbau halfen auch die Offiziere mit – nicht nur aus purem Selbstschutz, um die Zeit zu überwinden, sondern weil sie etwas leisten wollten. Einer war Ingenieur, in Paris ausgebildet, er hatte die Straße vermessen und angelegt; ein anderer, Buchhändler, führte die Lagerkontrolle, die Ablösungslisten. Zwei waren Berufsoffiziere, sie hatten eine solide Allgemeinbildung.

Eine besondere Stellung nahm unter ihnen derjenige ein, der Tierarzt war: er half dem einheimischen Distriktsarzt bei der Arbeit in den von einander weit entfernten Dörfern und Alpen, mußte tagelang abwesend sein und genoß dadurch mehr Freiheit als die andern; er war der einzige, für den der enge Ausgangsrayon nicht galt.

Ich hatte also mit den Internierten militärisch sozusagen nichts zu tun. Sie nahmen mir meine Arbeit noch ab. Den Nachschub, den Postdienst organisierten sie selber mit einigen meiner Soldaten. Auch der Krankendienst war schnell besorgt – bis auf eine Blinddarmentzündung und einen leichten Unfall beim Sprengen eines Felsstücks war nie einer ernstlich krank gewesen.

Ich freundete mich mit den Offizieren an.

Zuerst waren sie zwar höflich, aber verschlossen gewesen, ich war noch nie so viel begrüßt worden wie von den Soldaten und Offizieren dieser Truppe. Vielleicht hielten sie meine anfänglichen Kontrollen für überflüssig – was sie auch waren – oder für Schikane – was ich niemals beabsichtigte. Ich reduzierte sie bald auf das kleinste Maß, das eben noch meine Pflicht war, weil ich gegenüber meinen Vorgesetzten eben doch die Verantwortung trug.

Ich wohnte unten im Dorf. Manchmal benützte ich die Gelegenheit, um den ansässigen Schweizer Arzt zu begleiten, wenn er zur Krankenvisite zu ihren Gehöften hinauffuhr; das war zweimal wöchentlich.

Einmal lud er die Offiziere zu sich ins Dorf hinunter. Es war später Frühling, gewisse Strecken waren nicht ohne Lawinengefahr, aber es war be-

reits Dämmerung und in diesem hohen Bergtal kühl – die Lawinen kamen fast immer über Mittag.

Dr. Stöckli hätte mich eigentlich fragen müssen, ob das gestattet sei, kam mir in den Sinn. Was er nicht tat, holte einer der Polen nach. Selbstverständlich, war meine Antwort.

Wir fuhren zu sechst eng gepackt die schmale Straße ins Dorf hinunter. Wir sprachen französisch und deutsch, plötzlich unterhielt sich Stöckli mit ihnen in einer fremden Sprache, ich erfuhr, daß er lang vor dem Krieg zwei Jahre mit einer chirurgischen Equipe in Rußland gewesen war. Und jetzt wurde mir auch klar, daß die polnischen Offiziere sich schon oft nachts im Dorf bei Stöckli eingefunden haben mußten; mein Vorgänger war nie dabei gewesen, aus welchem Grund, wußte ich nicht, vielleicht hatte er «Distanz» wahren wollen. Ich hingegen fühlte mich zu ihnen hingezogen, und ich war froh, in dem einsamen Bergdorf, das jetzt, gegen Ende des Krieges, ziemlich abgeschlossen war, Umgang mit einigen gleichaltrigen und gleichgesinnten Männern zu finden; nur Stöckli war ziemlich älter.

Wir stiegen aus der Garage durch eine Innen-treppe zur Bibliothek hinauf; Stöckli hatte sie in Arvenholz neu in sein altes Haus einbauen lassen. Der Gastgeber verschwand, um einen Imbiß und Wein zu holen, wir erlaubten uns, Bücher aus den sehr schönen und reich dotierten Gestellen herauszunehmen – das meiste aus der gangbaren Weltliteratur, aber auch besondere Ausgaben auf Deutsch, Französisch, Englisch; schließlich entdeckte der Buchhändler unter ihnen noch einige russische Bücher.

Wir gerieten sofort in lebhafte Diskussion. Dann kam der Gastgeber herein, einer half ihm, den Imbiß aufzutischen, Kerzen wurden angezündet, wir tranken den alten Veltliner, der zu Brot, Bündnerfleisch, Käse und im süßlichen Geruch des Arvenholzes wunderbar schmeckte. Einer der Berufsoffiziere setzte sich an ein etwas ehrwürdiges, aber nicht schlecht klingendes Klavier. Er erwies sich als vorzüglicher Pianist. Wären nicht die bräunlichen Uniformen der Offiziere gewesen, die mich umgaben, hätte niemand vermutet, daß hier Fremde, Heimatlose, Flüchtige saßen, die nur vorübergehend ein Asyl gefunden hatten.

Ihre Heimat hatten sie verloren. Sie sprachen fast nie davon; nur einmal hatte mir Tadeusz, der Tierarzt, ihre Lage geschildert: «Wir haben alles

verloren, Eltern, Frauen, unsre Kinder, oder unsre Bräute; das wissen wir. Wir können nie mehr nach Hause zurück. Das heißt, vielleicht, wenn dieser Krieg einmal zu Ende gehn wird, könnten wir wohl zurück, mit Hilfe der alliierten Kommissionen oder der exilpolnischen Regierung. Es hat ja immer, früher auch schon, Repatriierungsabkommen gegeben. Aber was wird dann mit uns geschehen? Die Russen werden uns alle umbringen. Uns Offiziere ohnehin. Wir würden in unsere ehemalige Heimat in die sichere Vernichtung ziehn.»

Das war an jenem Abend, als Tadeusz spät zurückgekommen war, italienische Partisanen hatten deutsche Offizierspferde erbeutet und sie über den noch vom Schnee bedeckten Paß auf gefährlicher und mühevoller Expedition bis zur Grenze gebracht – und über sie herüber. Jetzt standen die Tiere erschöpft bei einem Bauern im Stall, Tadeusz hatte sie untersucht und Pflege angeordnet. Ich hatte ihn in mein «Wachtbüro» zum Abendbrot eingeladen, als er spät ins Lager zurückgekehrt war. Nun saßen wir im Licht der einfachen Stubenlampe, rauchten, und da wir zwei allein waren, brach Tadeusz das Schweigen, das sie sonst alle umschloß.

«Nicht nur das: wir würden die unsrigen auch zu Hause gar nicht mehr vorfinden. Entweder sind sie tot, verschollen – oder abtransportiert.»

«Das ist nicht möglich!» sagte ich heftig.

«Es ist möglich,» sagte er. «Es ist sehr wahrscheinlich. Ja, es ist sogar sicher.»

Dabei zog er seine Brieftasche hervor und entnahm ihr ein Blatt. Es war eine maschinengeschriebene Kopie, auf deren oberem Teil mit einem Kopierstift eine Karte des riesigen russischen Reiches eingezeichnet war. Wie der Bericht in seinen Besitz geraten war, wußte ich nicht. Unsere Polen bekamen Post – die Zensur ließ sie immer durch. Es waren manchmal Briefe aus unserem französischen Landesteil dabei, aus dem Gebiet, das an Frankreich grenzte, aber auch Briefe aus Frankreich selbst. Ich dachte an die Nachrichten, die mein Schwiegervater von einer in Zentralfrankreich bei Bauern versteckten jüdischen Familie erhielt, mit der er befreundet war; ziemlich regelmäßig erhielt; solang es findige Menschen gibt, werden immer Mittel und Wege gefunden werden, um Grenzen zu überschreiten, Mauern zu überwinden, um den Feind zu täuschen und zu überlisten.

Tadeusz zeigte mir das Blatt. Die Schrift, offen-

bar polnisch, konnte ich nicht lesen, aber die Landkarte verstand ich. Er übersetzte einzelne Zeilen, und wo ein Ortsname oder eine Gebietsbezeichnung vorkamen, zeigte er sie mir auf der improvisierten Karte. «Bis jetzt sind 56 Zwangsarbeitslager festgestellt worden, in denen sich polnische Häftlinge befinden», übersetzte er. «Diese Lager befinden sich sowohl im europäischen Teil wie auch auf dem asiatischen Territorium der Sowjetunion. Ein Schwerpunkt dieses Systems, mit dem Stammlager Lumbowka, liegt im Norden Rußlands, bei Archangelsk. In diesem Komplex arbeiten nach unseren Nachforschungen etwa 8000 Häftlinge, Russen, Polen, Tschechen, Ungarn und Deutsche, auch Frauen und Kinder. Die Häftlinge sind in Bergwerken oder beim Bau von Straßen, eventuell Flugplätzen beschäftigt. Um Workuta, Wjermjensk, Isma, Schtschugor arbeiten etwa 6000 Menschen beim Bau einer neuen Eisenbahnlinie und bei der Suche nach Erdölfeldern. Die Lebensverhältnisse sind erbärmlich. Die Sterblichkeit ist ungewöhnlich hoch. – Auch im Kaukasus soll es mehrere Lager geben. Die Zwangsarbeiter sind in Steinbrüchen, beim Straßenbau, bei der Errichtung von Bewässerungsanlagen beschäftigt; auch hier werden Frauen festgehalten. Bei den Polen handelt es sich hauptsächlich um Angehörige der Widerstandsbewegung gegen Hitler, die der nichtkommunistischen polnischen Résistance angehörten. – Die Zahl der sich in der Sowjetunion befindenden deportierten Polen, die in sowjetischen Zwangsarbeitslagern Frondienst leisten, beträgt zwischen 200 000 und 250 000.»

Mir versagte fast die Sprache. Ich bat Tadeusz leise, bei mir zu nächtigen; aber er marschierte doch noch die halbe Stunde zu seinen Kameraden zurück.

Ich begleitete ihn bis zur Sägerei und kehrte dann im schwachen Mondschein zurück, der auf Baumgruppen und Felsstücken lag; hie und da ein Kauzruf vom nahen Wald, das Krachen eines Astes, sonst kein Geräusch. Ich sah immer wieder den von der Tagesarbeit müden Tadeusz vor mir, der das Schicksalsblatt in den sehnigen Händen hielt und mir mit zitternder Stimme daraus vorlas.

Die Polen glichen sich wenig, sie waren von einander verschieden wie wir alle, die einen groß und schwerknochig, andere klein, fast zierlich, von schwarzer, roter, blonder Haarfarbe – aber etwas war ihnen allen eigen: ein scharfer, harter Zug um Stirne, Augen, Kinn, etwas Zusammengepreßtes, Ab-

wehrendes um den Mund. Sie trugen alle dasselbe in sich herum, und sie verschwiegen es alle mit derselben Tapferkeit. Nur ganz selten, wenn je, ließen sie einen in ihr Inneres blicken und erzählten etwas von «zu Hause», von den Ihren. Sie vermeiden es, wie wenn es eine Preisgabe wäre.

Ich ging für drei Tage in den Urlaub. Mit schlechtem Gewissen verabschiedete ich mich von ihnen – sie konnten nirgends hin, sie hatten kein Zuhause. Sie merkten mir das wohl an. Sie redeten mir zu, fröhlich nach Haus zu gehn! «Freu dich doch!» sagte Tadeusz. «Wenn ich das könnte, wäre ich schon vorher drei Tage besoffen!» Das war er nie, obwohl sie manchmal bei Stöckli schwer zechten. Natürlich freute ich mich, aber ich hatte nicht gewagt, meine Freude zu zeigen.

Die drei Tage gingen viel zu schnell vorüber. Es war Vollmond, mitten in der Nacht fuhr ich vom letzten Zug, der nach St. Moritz abzweigt, auf dem Rad talabwärts. Der Fluß rauschte rasch und kräftig, ein breites kaltes Silberband, das von den großen Dammblocken eingefaßt war, es war eine klare Juninacht mit harten Schlagschatten.

Als ich endlich im Dorf ankam und die Haustüre aufschloß, löste sich eine Gestalt aus dem Halbdunkel der Banknische und trat auf mich zu. «Tadeusz! Mitten in der Nacht! Es ist doch nicht etwas passiert?»

«Nichts – alles in Ordnung. Nur die andern – ich wollte dir nur sagen, daß die andern Offiziere oben nicht im Lager sind . . .»

«Ist in Ordnung. Stöckli?»

«Ja. Sie haben drei Sekretärinnen kennengelernt, die in St. Moritz und Samedan arbeiten – großes Fest die ganze Nacht hindurch . . .»

«Na und du?» fragte ich.

«Ach – ich –» sagte er gedehnt. «Aber du sollst auch kommen – nur es nicht übelnehmen, wenn sie mit den Damen dann in irgend einem Zimmer verschwinden . . .»

«Ach so», sagte ich. «Würd ich auch nicht übelnehmen. Keinesfalls. Nur bleib ich jetzt lieber da. Kommst du noch auf einen Schluck herein?»

Er nickte. Ich hatte aus dem Urlaub eine Flasche Kirsch mitgebracht, weil ich wußte, daß meine Polen scharfe Getränke über alles liebten.

Tadeusz kippte ein paar. Dann sagte er plötzlich: «Kommst du noch hinaus mit mir? Ein paar Schritte dem Fluß entlang?»

Es erstaunte mich nicht. Oft sprachen wir erst mitten in der Nacht zusammen, dann erzählten sie mir, worüber sie am Tage schwiegen. Wir gingen auf der schmalen, staubigen Straße, die aus dem Wald zum Fluß herab lief und zum Holzführen diente. Auf beiden Seiten lagen magere Felder.

«So einen Weg, genau so einen, auch mit den Radspuren, die tief in die Erde eingegraben sind, hatten wir zu Hause in Polen, und ich bin ihn zu allen Tages- und Nachtzeiten gefahren – oder hab mein Rad auf ihm geschoben. Manchmal fuhr ich auch mit einem Pferdeleiterwagen. Ich zog von Hof zu Hof, um krankes Vieh oder kranke Pferde zu behandeln. Serum oder gewisse Medizinen waren aber nur in der Stadt zu bekommen, und die war weit von meinem Haus. Was für einen Ruck mußte ich mir jeweils geben, wenn ich abends zum Umsinken müde war und kein Serum mehr hatte! Wenn es regnete und ich die zwanzig Kilometer auf dem schlammigen Weg in die Stadt kutschieren musste!

Unser Dorf lag in einer Mulde, und zuerst steigt das Sträßchen an genau wie hier, und dann geht es über die Ebene; dann dachte ich manchmal: der Weg führt vom Nichts zum Nichts, kein Mensch ahnte, daß hinter mir ein Dorf, zu beiden Seiten weitab liegende Gehöfte und vor mir die Stadt waren. Die Mägde arbeiten auf den Feldern – du fährst weiter, siehst nur die weißen Kopftücher. Die eine oder andere richtet sich auf, schaut her – sonst lauter einsame Hügel . . .»

Er stockte. «Jetzt ist ja das Land nicht mehr uns», sagte er. Und, nach einer Weile: «Wir haben seit Jahrhunderten auf unsern Feldern gearbeitet; und immer sind wieder, von beiden Seiten, die Deutschen und die Russen gekommen und haben sie uns weggenommen. Dein Bub liegt zu Haus im Zimmer und schläft schon, und ihr seid ruhig, und jeden Abend legt ihr ihn ruhig ins Bettchen, wenn schon Krieg ist – aber weit fort . . . Unsere Mütter, wenn sie einen Sohn haben, wissen, was er einmal tun wird. Er zieht in einen Krieg. Eine polnische Mutter weint nicht, wenn ihr Sohn fortgehen muß, weil Krieg ist. Oder wenn kein Krieg ist, dann ist eine Revolution, dann müssen plötzlich soviele Männer oder ganze Familien ausziehn, nur weil sie vielleicht bei einer anderen Partei gewesen sind.

Ihr habt eine Heimat», sagte er, «wir haben auch eine; aber sie gehört nicht uns . . .

Also: oft mußte ich noch zur Apotheke in die

Stadt», fuhr er fort, «zur kleinen Apotheke in der kleinen Stadt. Da bediente mich eine junge Apothekerin. Sie war immer sehr kurz und sachlich mit mir – ich war sicher auch ein unangenehmer Kunde, denn ich kam meistens am frühen Morgen oder spät abends. Ich glaube, ich habe am meisten von allen ihren Kunden die Nachtglocke benutzt. Die Apothekerin hat mich kaum je angeschaut, wenn ich mein Rad an die Mauer stellte, manchmal noch mit Blutspritzern am Hemd, schlammtdreckig – wir haben einen kurzen, heißen Sommer, dann viel Regen, dann einen sehr kalten Winter.

Mit dem Rezept in der Hand ging die Apothekerin gleich hinter das Pult, zur Waage und zu den Flaschen. Höchstens sagte sie: „Mach schnell die Türe zu! Bitte laß nicht alle Kälte herein!“ Kleine Hände hatte sie, flink beim Ausgießen, Fläschchen halten – wenn du den ganzen Tag schwere Bauernhände siehst, fallen dir andere, feiner geformte wohl auf; zwischen den Brauen hatte sie eine kleine steile, schrecklich ernste Falte, wenn sie Tropfen abzählte oder feine Gewichte wog.

Sie hatte nie Zeit, mit mir zu reden. Aber Geduld! Eigentlich eine Engelsgeduld mit einem, der immer zur Unzeit kommt, immer stört. Kein böses Wort; höchstens manchmal so ein stiller Seufzer – ich konnte ja nichts dafür, daß ich immer so zu unpassender Zeit erschien. Nur geduzt hat sie mich immer. Das empfand ich. Aber es war dumm! Sie mußte mich ja für den Laufburschen halten, den der Arzt in der Nacht oder am frühen Morgen schickt, weil er ihn tagsüber zum Kutschieren braucht.»

«Ja hast du ihr denn nie gesagt, daß du selber der Arzt warst? Daß du dich selber immer geschickt hast?»

«Wozu? Was hätte das für einen Zweck gehabt? Hätte sie's geglaubt? Und wenn – was für ein Arzt, der sein eigener Laufbursche ist! Ich hatte eine Landpraxis, hatte sie erst ein Jahr, machte abends meine Versuche – ich wäre ohnehin noch kein richtiger „Doktor“ für sie gewesen. Überdies war nie Zeit für lange Erklärungen. Und ich blieb auch ganz gern unerkannt. Als „Doktor“ hätte ich mich besser anziehn, jedenfalls sicher umziehn müssen. Als Laufbursch konnte ich kommen, wie ich gerade war. Ja, einmal sagte sie noch zu mir, ich weiß das, wie wenn sie's heute zu mir sagen würde: „Schick mal deinen Doktor selber zu uns! So eine Schrift!“ sagte sie und zeigte mir das Rezept, das ich

geschrieben hatte. „Und soviel Serum! Damit könnt ihr ja sämtliche Schweine von Polen impfen!“

Ich erwiderte ihr nicht einmal, daß ich dies sozusagen ja wirklich tat.

Ja, sie war – jedenfalls für meine Begriffe – sehr gutmütig. Sehr nachsichtig und sanft.

Nur einmal sind wir beide aus der Rolle gefallen.

Einmal liege ich in meinem Bett, im ersten Schlaf, vor dem Einschlafen hatte ich dem Regen zugehört, da klopft es an mein Fenster. Ich stöhne. „Tadeusz“, rief es, „bist du da?“ – „Ja, Gott will, daß ich da bin“. – „Tadeusz, ich hab den Wagen da, hab eine Decke da, du kannst alles von mir haben, wenn du nur sofort mitkommst“, ruft der Förster draußen, dessen Stimme ich nun erkannt habe. Ich kannte ihn gut. Manchmal hat er mir Pferd und Wagen für weitere Fahrten geliehen.

Ich springe aus dem Bett – wenn er den Wagen da hat, ist das Pferd also nicht krank, überlege ich, und in meinem Schlaftaumel denke ich, daß es seine Frau sein muß, die krank ist, es kam manchmal vor, daß man mich rief, weil der Arzt eben auch im Städtchen wohnte.

Draußen sagte er mir, es sei sein Hund. Wir fuhren los. Auf der Straße waren schon große Lachen, ihr würdet dem hier schon gar nicht mehr Straße sagen.

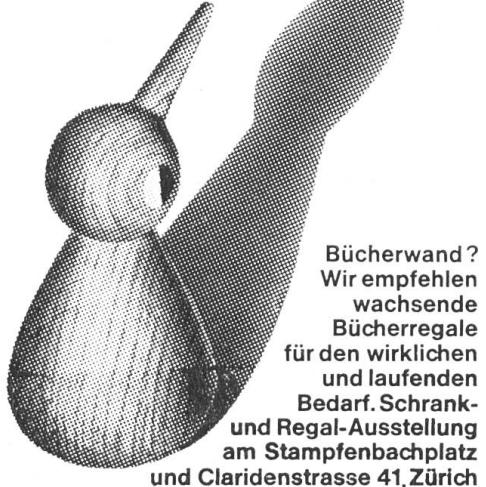
Ich sah dann gleich, daß der Jagdhund eine Lungenentzündung hatte.

Aber ich hatte nicht die richtige Medizin in meiner eigenen kleinen Apotheke, und es war damals gerade ein neues Mittel aufgekommen, das ich von Paris her kannte. Wenn ich großes Glück hatte, war es in der Stadt zu haben. Wahrscheinlich schon. Im Haus des Försters waren alle wach, die Frau, der Sohn, die Köchin. Ich sagte ihnen, was zu tun war, und nahm das Rad des Sohnes – wenn es noch nicht zu lang geregnet hat, kommt man mit dem Rad schneller voran als mit dem Pferd –. Nachts um Zwei kam ich in der Stadt an. Die Hosen klebten mir an den Beinen. Ich mußte leider die Apothekerin aus dem Bett schellen, wie es mir ergangen war. „Ich bins“, rufe ich hinauf, „der vom Dorf; eine Lungenentzündung.“

Keine Antwort; aber es wird Licht. Ich höre die Treppe herabkommen, die Tür geht knarrend auf. „Ach, ich dachte, ein Mensch“, sagt sie zitternd unter ihrem Wolltuch.

„Ich bin doch einer!“ sagte ich.

Wand oder Bücher?



Bücherwand?
Wir empfehlen
wachsende
Bücherregale
für den wirklichen
und laufenden
Bedarf. Schrank-
und Regal-Ausstellung
am Stampfenbachplatz
und Claridenstrasse 41, Zürich

zingg-lamprecht

Der Spionage-Bericht, von dem man spricht

Q.N.* wusste Bescheid

Von Kurt Emmenegger
Fr. 7.60

«... an Hand des spannend geschriebenen Büchleins kann man das ganze Kriegsgeschehen noch einmal aus der Sicht des Nachrichtenmannes an sich vorbeiziehen lassen, was seinen eigenen Reiz hat. Von selbständigm Interesse sind die Berichte über die Tätigkeit des Obersten Daeniker, die Haltung von Bundesrat Pilet-Golaz sowie zur Frage, ob im Frühjahr 1943 wirklich eine militärische Bedrohung unseres Landes von seiten Hitlerdeutschlands vorgelegen hat (Affäre Schellenberg!).»

Gewerkschaftliche Rundschau

* Q. N. ist der kürzlich verstorbene Dr. J. C. Meyer

SCHWEIZER SPIEGEL VERLAG ZÜRICH

Und sie: „Ja, ich meinte, ein Mensch sei krank. Da ist ja wieder der vom Tierarzt. Na, komm schon herein. Wer hat denn eine Lungenentzündung?“

„Der Jagdhund des Försters.“

Ihre Augen waren vom Schlaf und vom Licht, das sie blendete, klein gewesen, jetzt machte sie sie ganz groß auf und schaute mich halb verstört an und fragte mich: „Wegen eines Hundes bist du – komm herein, mach schon die Tür zu – wegen eines Hundes bist du den danzen Weg – ihr seid doch ... na, gib schon das Rezept“, sagte sie.

Ich hatte keins geschrieben. Ich bat um einen Zettel; sie gab mir einen. Ich schrieb und unterzeichnete mit meinem vollen Namen, setzte auch ein kleines „Dr.“ davor, es war doch ein Rezept. Sie war begierig, zu lesen, was der Laufbursch geschrieben hatte; dann wurde sie plötzlich feuerrot und stammelte: „Wie konnten Sie auch nur – ich hatte doch keine Ahnung – sogleich Herr Doktor.“ Der kranke Hund war plötzlich sehr wichtig. Sie eilte zu ihren Glaskästen.

Es tat mir auf eine Art leid – ich hatte sie beschämmt, und gerade sie hatte es doch nicht verdient. Ich entschuldigte mich. Ich war doch der Schuldige. Sie schaute mich von oben bis unten verstohlen an.

„Ich bin nach wie vor sehr schmutzig“, oder so etwas sagte ich. Ich weiß aber noch genau, was sie geantwortet hat. Es war eine Frage: Ob ich meinen Hund wohl sehr lieb hatte? „Es ist nicht meiner“, antwortete ich und wiederholte, was sie offenbar überhört hatte: daß es des Försters Hund wäre. Ich hätte stundenlang mit ihr plaudern können. Aber sie war nur notdürftig bekleidet, sie fror, sie hielt ihr Wolltuch über der Brust zusammen. Und ich hatte es ja auch eilig. Es war wieder einmal wenig Zeit.

Ich fuhr im Regen und auf der noch weicheren Straße zurück. Aber schon bei einer der ersten Kreuzungen schlug es mich der Länge nach hin, ich spürte zuerst nichts, als ich aufstand, ich war ja schon naß, aber dann stach mich etwas, ich tastete – die Phiole waren zerbrochen. Nochmals eine Viertelstunde zurück!

Vor der Apotheke zögerte ich lange. Wie konnte ich es wagen, das Mädchen, das seinen Schlaf doch brauchte, noch einmal zu wecken. Aber ich mußte. Ich läutete nochmals. Sofort Licht. Und gleich kam sie die Treppe herabgeeilt.

Der Hund ist dann gestorben. Sie hatten mich auch schon zu spät gerufen. Ich kam mit der letzten Phiole ins Försterhaus – diesmal war sie in einem Holzkistchen und in Watte verpackt –, aber eben zu spät.

Gegen Morgen hörte der Regen auf. Ich lieh mir vom Förster Pferd und Wagen. Ich fuhr direkt ins Städtchen, ohne bei mir zu Hause auch nur zu halten. Von niemandem wollte ich gerufen, von niemandem gestört werden. Ich fuhr ins Städtchen, brachte Pferd und Wagen bei einem Bekannten unter, nahm ein Bad, ging zum Kaufmann – dort waren die Leute immer zu Hause – und kaufte mir einen Anzug, der mir leidlich paßte. Ich kaufte die schönsten Damenhandschuhe, die er hatte, ließ mir sie schön einpacken und ging zur Apotheke.

Lydja war eben bereit zum Kirchgang. Ich begleitete sie. „Die Leute werden das bemerken“, sagte sie. „Sollen sie nur – wenn es Sie nicht stört!“ sagte ich. „Nein, mich stört es nicht, ich freue mich sehr!“

Ich konnte nicht warten, bis die Messe vorüber war. Wir gingen dann den alten Ringmauern entlang bis hinaus zum Vorwerk, der Förster hatte darauf bestanden, mich gut zu bezahlen, ich lud Lydja zum Essen im besten Gasthof ein, ich blieb den ganzen Nachmittag bei ihr. Ich gestand ihr, daß ich manchmal noch am Abend zur Apotheke gefahren war und irgend etwas unter einem Vorwand holte, das nicht so dringend war. Wir lachten jetzt über den „Laufburschen“. „Der Laufbursche, der in Paris studiert hat!“ rief sie.

Von da ab fuhr ich am Abend und an den Sonntagen zu ihr, so oft ich konnte. Wir verlobten uns, sie gab mir ihre Ersparnisse, ich war eben daran, meine Praxis in die Stadt zu verlegen, dann . . .“

Er machte den Satz nicht fertig. Statt dessen zog er seine Brieftasche heraus und entnahm einem Umschlag eine Photographie. Ich betrachtete stumm im Mondlicht das Gesicht des Mädchens.

„Jetzt nach Hause zurückkehren“, sagte er leise, „das ist ja unmöglich. Und wenn auch . . .“

Er schob das Bild wieder in den Umschlag und legte ihn in seine Brieftasche zurück. „Aus ihr“, dachte ich, „hat er auch die polnische Briefnachricht von den Zwangsarbeitslagern in Rußland genommen . . .“

*

Wir wandten uns stumm zum Fluß zurück.

Auf dem Nullpunkt?
Nehmen Sie
Grapillon!



Natürliche
Energiequelle –
Sie machen
sofort wieder gute Figur

GRAPILLON

64

der reine Traubensaft



Ein Begriff
für Qualität und
Pünktlichkeit

HENZI AG, BERN
CLICHES + PHOTOLITHOS

Tel. 031 / 22 15 71